Nr. 72. XII. Jahrgang. Täglich 90000 Auflage. Dienstag, 15. März 1904.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Haupt-Annahmestelle für Abonnements und Inserate: Pillnitzer Straße 49. Ferner nehmen an: die Filialen Altmarkt 7 Mehl, Bautzner Straße 43: M. Weber, Blasewitzer Straße 16: Ot. a Nagel, Falkenstr. 16: Th. Grimm, Hauptstraße 19 und Kamenzer Straße 42b: J. Budewit, Kaiserstraße 8: L. u. K. Schöler, Königsbrücker Straße 54: Ernst Kalaschka, Kurfürstenstraße 21: Oskar Röber, Marienstr. 28: E. Wagner, Oppelstraße 21: F. Umlauf, Pfotenhauerstraße 58: E. Thürmer, Pirnaischer Platz 8: Rehfeld, Postplatz: G. Schneider, Schäferstraße 16: Johann Stalling, Striesener Str. 19: L. Baumgarte, Struvestraße 54: P. Gorke, Wiener Platz 1: O. Meile und alle Annoncen-Bureaus.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.
Fernsprecher: Redaktion Amt I Nr. 3897, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 542.

Anzeigenpreis: Die 1spaltige Kolonelzeile für Dresden und Vororte 20 Pf., für auswärts 25 Pf. Finanzinserate erhöhte Preise. Die 3spaltige Reklamezeile 1 Mk., auswärts 1.50 Mk. Garantie für Erscheinen von Inseraten an vorgeschriebenen Tagen und auf bestimmten Plätzen wird nicht übernommen. Bezugspreis: Durch die Post monatlich 67 Pf. für Dresden monatlich 50 Pf. Für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 3,26 Kr., mit „Fliegende Blätter" 3,78 Kr. Postbestellungen: in Deutschland und Oesterreich-Ungarn ohne „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe A", mit „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe B".

Diese Nummer umfaßt 16 Seiten. Roman siehe Seiten 13 und 14.

Sächsische Anleihesorgen.

Während 1898/99 noch ein rechnungsmäßiger Ertragsüberschuß von 11 374 395,94 Mk. verblieb, hat die Finanzperiode 1900/01 einen Ueberschuß des ordentlichen Staatshaushalts nicht ergeben. Der Gesamtbedarf des außerordentlichen Etats für 1904/05 muß daher, da die verfügbaren Bestände des mobilen Staatsvermögens kaum in Betracht kommen können, auf dem Wege der Anleihe gedeckt werden. Der außerordentliche Etat ist diesmal mit so großer Sparsamkeit aufgestellt, daß an seinen 39 915 925 Mk. nennenswerte Abstriche schwerlich werden vorgenommen werden können. Die Höhe der demnach wohl nicht zu umgehenden Anleihe dürfte aber außerdem sehr wesentlich davon abhängen, ob die Finanzverwaltung ihrer Bestände kassen eine Verstärkung ihrer Bestände notwendig hat oder nicht. 1902 mußten zu diesem Zwecke 30 Millionen Mark flüssig gemacht werden. Eine Schätzung des diesjährigen Anleihebedarfes wäre demnach verfrüht. So viel kann aber als sicher angenommen werden, daß die neue Anleihe hinter der von 1902 ganz erheblich zurückbleiben wird.

Wie aus einem dem Landtag soeben zugegangenen sechsten und anscheinend letzten Nachtrag zum ordentlichen Staatshaushalts-Etat 1902/03 hervorgeht, ist auch für diese Finanzperiode auf einen nennenswerten Ueberschuß nicht zu rechnen. Die sanguinischen Hoffnungen, die in der Zweiten Kammer von verschiedenen Seiten an die Mehreinnahmen bei den Staatsbahnen geknüpft wurden, haben also geringe Aussicht auf Erfüllung. Während nämlich einerseits in diesen sechsten Nachtragsetat 2 000 000 Mark Mehreinnahmen bei den Staatsbahnen, 1 400 000 Mark bei den Land- und Amtsgerichten und 400 000 Mark beim Blaufarbenwerk Oberschlema eingestellt werden konnten, mußten anderseits eine Reihe von Ausgabeposten wesentlich erhöht werden. So erfordert u. a. das Kapitel Forsten namentlich infolge von Blind- und Schneebrüchen 581 080 Mark mehr, die Zittau-Reichenberger Privatbahn 129 700 Mark, die Landtagskosten infolge der Einberufung des außerordentlichen und der langen Dauer des letzten ordentlichen Landtags 112 800 Mark, die Land- und Amtsgerichte 1 350 000 Mark, die staatliche Schlachtviehversicherung 312 400 Mark, das Landarmenwesen 467 100 Mark, die Universität Leipzig 74 100 Mark, evangelische Kirchen 172 400 Mark, katholische 47 040 Mark, Volksschulen 520 000 Mark.

Um diese großen Mehrausgaben auszugleichen, reichen die oben erwähnten Mehreinnahmen nicht aus, sondern es muß noch der Reservefonds, der ursprünglich mit 1 649 126 Mark dotiert war, mit 661 620 Mark herangezogen werden; er ist damit auf 48 588 Mark zusammengeschmolzen. Dieses Bild ist gerade kein erfreuliches, wenn auch anderseits gewiegte Kenner unsrer Landesfinanzen sogar mit einem Fehlbetrage für 1902/03 gerechnet hatten. Die Regierung hat aber mit der Einbringung des Nachtrags-Etats wenigstens klare Verhältnisse geschaffen, und das ist für eine Gesundung unsrer Finanzen und für eine richtige kühle Beurteilung der Situation, abseits von Optimismus und von Pessimismus, immerhin wenigstens etwas wert.

Das dankbare Zentrum.

Es ist kein leichtes Stück für den Grafen v. Bülow gewesen, die Zustimmung der Mehrheit des Bundesrats zu dem vor fünf Jahren gefaßten Reichstagsantrag auf Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes durchzusetzen. Bis vor kurzem waren nur die preußische und die bayrische Regierung dafür zu haben, allenfalls noch Bremen und Lübeck, die ja allerdings gegen die Jesuiten vollkommen gefeit sind. Die Führer des Zentrums selbst, die eingeweiht waren, wissen am besten, welche Schwierigkeiten der Reichskanzler zu überwinden hatte, um eine Mehrheit im Bundesrate zusammenzubringen. Diejenigen Regierungen, die bis zuletzt fest geblieben sind, haben sich beeilt, dies alsbald kund zu tun, obwohl die betreffende Bundesratssitzung als eine geheime bezeichnet wurde, vielleicht, um es denjenigen Regierungen, die umgefallen sind, aber dies nicht gern öffentlich zugeben möchten, zu ermöglichen, die Antwort auf unbequeme Anfragen mit dem Hinweise auf den geheimen Charakter der Abstimmung zu verweigern. Nachdem sich nun aber einige Regierungen beeilt haben, öffentlich zu erklären, daß sie nicht für die Aufhebung des § 2 gestimmt haben, besagt die Verweigerung oder Hinausschiebung einer Auskunft seitens der andern eigentlich genug. Man kann sich nun ungefähr schon ein Bild von der Zusammensetzung der Mehrheit machen. Sie bestand etwa aus Preußen mit 18 Stimmen (Waldeck eingeschlossen), Bayern mit 6, Baden mit 3, Lübeck und Bremen mit je 1, das wären zusammen bereits 29 von 58 Stimmen. Dazu sind höchstwahrscheinlich noch Braunschweig mit 2, Reuß ä. L., Mecklenburg-Strelitz und Schaumburg-Lippe mit je 1 Stimme gekommen. Doch muß dies ausdrücklich als eine Vermutung bezeichnet werden, die nur mit allem Vorbehalt wiedergegeben werden kann. Soviel steht aber jedenfalls fest, daß die Minderheit aus 23 oder 24 Stimmen bestand und so groß war wie selten in wichtigen Fällen. Da Preußen sonst nicht gern eine so erhebliche Minderheit zu majorisieren pflegt, so wird auch dadurch das Zugeständnis, das es dem Zentrum gemacht hat, in seiner politischen Bedeutung beträchtlich erhöht. Natürlich erwartet nun auch der Reichskanzler dafür eine entsprechende Dankbarkeit der Gegenseite.

Das Zentrum ist ja mehr als je regierende Partei im Reichstage. Keine Forderung, die sich auf Militär, Marine und Kolonien bezieht, kann die Regierung durchsetzen, wenn das Zentrum nicht seinen Segen dazu gibt. Gerade in den letzten Monaten hatte es alles getan, um diese Tatsache recht eindringlich zur Geltung zubringen. Von dem Herrn und Meister auf dem Gebiete der parlamentarischen Taktik Dr. Windthorst haben es seine Nachfolger abgesehen, wie man es machen muß, um seine Macht der Regierung zu Gemüte zu führen. Sie haben diesmal in der Budgetkommission gründliche Arbeit gemacht wie seit lange nicht, und an den Militär- und Marineforderungen Abstriche vorgenommen, daß den Regierenden im Hinblick auf die bevorstehenden neuen Militär- und Marinevorlagen angst und bange werden mußte. Jetzt freilich, nachdem § 2 des Jesuitengesetzes aufgehoben ist, haben sie sich beeilt, zu zeigen, daß sie auch anders können, und zwar mit einer Ungeniertheit, wie sie sich nur eine Partei leisten kann, die ihrer großen Wählerherde unter der straffen Leitung der geistlichen Hirten unter allen Umständen sicher sein darf. Noch vor vierzehn Jahren wollten sie von den neuen Unteroffizierstellen nichts wissen. Jetzt kommt Abg. Spahn mit einem sogenannten Vermittlungsantrag, der zwar nicht alles, aber immerhin genug gewährt und für die Zukunft auch den kleinen Rest in Aussicht zu stellen scheint. Das Zentrum gibt sich erst gar nicht die Mühe, den mehr oder minder offenen Deutungen dieses Umfalles entgegenzutreten. Selbst für den beißenden Hohn des Sozialdemokraten Ledebour, der da meinte, wenn die Regierung gleich das ganze Jesuitengesetz aufgehoben hätte, würde das Zentrum auch die ganze Forderung bewilligen, fand es kein Wort der Zurückweisung. Es setzt jeder Anzapfung in dieser Richtung ein züchtiges Schweigen entgegen. „Cordelia liebt und schweigt."

Es wird gewiß bei dieser verhältnismäßig kleinen Gegengabe nicht bleiben. In Reichstagskreisen hält man sie allgemein nur für eine erste Abschlagszahlung. Die parlamentarische Lage ist unzweifelhaft für die Regierung durch die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes außerordentlich erleichtert. Ob aber die Regierung von dieser Do-ut-des-Politik lange einen Segen haben und sich auch künftig ungetrübt daran erfreuen wird, darf wohl erheblich bezweifelt werden. Für den Augenblick mag sie für den Grafen Bülow, der „nur keine inneren Krisen" will, sehr bequem und vorteilhaft sein. Auf die Dauer pflegt das Zentrum, wenn es nicht nur Trumpf, sondern auch triumphierend ist, sehr anspruchsvoll, sehr begehrlich und infolgedessen sehr unbequem zu werden. „Je mehr es hat, je mehr es will, — Nie schweiget sein Verlangen still!" Dieses Wort der Gellertschen Fabel gilt auch für das Zentrum. Jetzt ist es noch für die Aufhebung des § 2 dankbar und zu Gegendiensten bereit. Bald wird es auch die Aufhebung des § 1 fordern und recht ungemütlich werden, wenn sie nicht alsbald erfüllt werden sollte. Es ist eine Schraube ohne Ende, oder vielmehr das Ende muß in absehbarer Zeit erreicht werden; denn in einem zu zwei Dritteln protestantischen und antiultramontanen Reiche sind bei noch so bereitwilligem Entgegenkommen der leitenden Stellen die Grenzen für die möglichen Zugeständnisse an den Ultramontanismus doch schließlich bald erreicht.

Politische Tagesübersicht.

Deutsches Reich.

Der Verband sächsischer Industrieller hatte gegen die in der Gemeindesteuerreform vorgesehene dreifache Gewerbesteuer noch vor der Beratung der Vorlage in der Zweiten Ständekammer eine Protestbewegung veranlaßt. Der Verband versandte an alle sächsischen Industriellen ein Rundschreiben, worin er auf die weitgehende Bedeutung der geplanten Gewerbesteuer hinwies und die Industriellen aufforderte, an ihre Abgeordneten heranzutreten und dieselben um Ablehnung des Gesetzentwurfes zu ersuchen. Dieser Aufforderung ist von allen Seiten bereitwilligst entsprochen worden und wie aus parlamentarischen Kreisen bestätigt wird, hat dieser energische Protest aller maßgebenden industriellen Kreise in erster Linie zu der fast einmütigen Beurteilung der Gewerbesteuer seitens der Mitglieder aller Parteien beigetragen, so daß trotz der Verweisung an eine Deputation eine Annahme der Gewerbesteuer in der vorgeschlagenen Form kaum mehr zu befürchten ist. Wie sehr in industriellen Kreisen die Bestrebungen des Verbandes gewürdigt werden, geht auch daraus hervor, daß dem Verband in den letzten Tagen gegen 250 sächsische Fabrikbetriebe neu beigetreten sind, so daß ihm jetzt gegen 950 sächsische Industrielle mit mehr als 130 000 beschäftigten Arbeitern angehören.

Kaiser Wilhelm ist auf seiner Mittelmeerreise mit dem Lloyddampfer „König Albert" am Sonntag nachmittag in Dover eingetroffen und hat nach einer Unterredung mit Sir William Crundall, dem deutschen Konsul in Dover, alsbald die Reise fortgesetzt. Der nächste Landungspunkt wird Vigo in Nordspanien sein, wo der Kaiser von dem jungen König von Spanien begrüßt werden wird. Der König von Spanien hat eine Einladung des Kaisers zu einem Diner an Bord des „König Albert" in Vigo angenommen.

Kolonialtruppen. Aus Kolonialkreisen wird uns geschrieben: Alle Welt ist sich darüber einig, daß der Feldzug in Südwestafrika in bezug auf die Dauer sich nicht absehen läßt. Die neueste Meldung, Gouverneur Leutwein halte weitere Verstärkungen der Expeditionstruppe für erforderlich, kann diese Auffassung natürlich nur befestigen. Da es mit der Niederwerfung des Aufstandes nicht getan ist, da es vielmehr gilt, für das Bestehen friedlicher und gesicherter Zustände Gewähr zu leisten, läßt sich voraussehen, daß aus der Expeditions- eine Besatzungstruppe werden wird, die ständig in der Kolonie

Sonderbare Heilige!

Berlin, 13. März.

Gestern abend war der heilige Antonius persönlich in Berlin. Im deutschen Theater, wo sich sonst nicht gerade die Heiligen der katholischen Kirche ein Rendezvous geben, und wo bei Premieren zwar von Hals und Brust der Damen oft sehr bemerkenswerte Brillanten funkeln, aber um die Häupter der Männer niemals ein andrer Schein wahrgenommen zu werden pflegt, als wie ihn die in natürlichem Wachstum entstandenen Glatzen genußfroher Weltkinder gemeiniglich zu verbreiten pflegen . . . Natürlich ruhen die Gebeine des echten Heiligen nach wie vor im wundervollen Hochrenaissancebau der Capella del Santo, wie sie unter den byzantinischen Kuppeln von S. Antonio zu Padua nun bald schon sieben Jahrhunderte liegen, umstanden von den frommen Gestalten Donatellos, umgeben von den Erinnerungen seiner Wunder, die Giacomo Sansovino gemalt.

Zwei Bilder fallen im linken Querschiff, wo gewaltige Marmorengel silberne Leuchter über den Resten des Heiligen recken, dem Beschauer ins Auge. Auf dem einen erweckt der Heilige nach des Heilandes Vorbild ein Weib. Auf dem andern ist ein in Geiz und Habsucht Verkommener zu sehen, in dessen Brustkorb die erschreckten Freunde an Stelle des Herzens einen schmutzigen Stein finden . . . Ich weiß nicht, ob Maurice Maeterlinck die Grabkirche des heiligen Antonius kennt; aber ich denk' es wohl. Gerade seine Kunst muß sich immer wieder hingezogen fühlen zu den gewaltigen Bauten der Renaissance, deren Fresken den Gläubigen das Unerklärliche in milden Farben künden, deren hohe Altäre vom Weihrauch umsponnen sind, deren gebräunte Votivbilder vom schlichten Kinderglauben längst Dahingegangener ihre heimliche Sprache reden. Und wenn der Dichter die alte winklige Stadt am Bacchiglione und die Grabkirche ihrer Heiligen kennt, so hat er gewiß auch vor jenen beiden Bildern in der „Capella" gestanden, und aus der Totenerweckung und dem Stein, in der Brust des Habsüchtigen gefunden, ward ihm vielleicht die satyrische Legende vom „Wunder des heiligen Antonius". Ich sage „vielleicht". Denn wie der Dichter arbeitet, darüber läßt er sich nicht gern vernehmen; er meidet das dumme Dilettantengeschwätz über das wie und wann und warum seiner Arbeit. Er schafft und überläßt das Grübeln den andern. Allen voran seinem klugen Uebersetzer, dem früheren Reiteroffizier v. Oppeln-Bronikowski, der eine gewiß vom Erfolg nicht unbelohnte Verehrung für den Belgier hegt und sich nicht mit Uebersetzen begnügt, sondern auch die Rolle des Erklärers gern übernimmt, wo er den Unverstand des Publikums fürchten zu müssen glaubt. Auch eine nicht allzu versteckte captatio benevolentiae riskiert er in einem literarischen Reiterstücklein, wenn er am Vorabend der Premiere im „Tag" sich also vernehmen läßt: „. . . Denn schließlich ist Berlin das zuständigste Forum für ein neues Werk Maeterlincks, und die Mißverständnisse und Irrtümer, welche die Aufführung dieses Mirakelspiels in einigen Mittelstädten gezeitigt hat, kommen für die wirkliche Beurteilung des heiligen Antonius so wenig in Betracht wie die Tatsache, daß „Monna Vanna" in Paris nach einem Dutzend Vorstellungen abgesetzt wurde — gegen 200 in Berlin." So ein kleines Kotauchen tut den schmunzelnden Berliner Scharfrichtern wohl. Und doch — der „Heilige Antonius" ist von einer starken Hälfte des Publikums sehr ungnädig aufgenommen worden. Und als Direktor Brahm am Schlusse für die Aufnahme dankte, mußte er ausdrücklich betonen: „Ich danke im Namen des Dichters denjenigen, welche . . ." In Genf hat der „Heilige Antonius" seine Ur-Premiere gehabt, dann kamen „einige Mittelstädte", dann erst Berlin. Ich kann mich also kurz fassen und nur daran erinnern, daß der Maeterlinckische Heilige in eine kleine Provinzstadt von heute kommt, ein altes Fräulein, das vor drei Tagen gestorben ist, vom Tode zu erwecken. Die lachenden Erben, gerade beim Totenschmaus, lachen ihn aus, brüskieren ihn, suchen vergebens ihn hinauszuwerfen und lassen ihm schließlich als einem Narren seinen Willen. Er tut das Wunder und muß auch von der Erweckten Undank ernten. Die Erben aber übergeben ihn der Polizei. In dem Augenblick, da er das Zimmer verläßt, stirbt Fräulein Hortense zum zweiten und letzten Male. Zu barmherzigem Wunder ist er gekommen; Steine in der Brust des Lebendigen hat er gefunden. In meiner Erinnerung leuchteten die beiden Bilder in der Capella del Santo auf; und es war mir, als höre ich die Flüsterstimme des blassen jungen Abbate wieder, der mir die Bilder des Sansovino erklärt . . . Und doch das Ganze eine Farce, schwach im Dramatischen, nicht stark im Humor. Ganz leise aber klingt die Maeterlinckische Grundmelodie durch: die Seligpreisung der Einfalt, des schlichten Gemüts. Unter all den Aufgeklärten, die im steinernen Herzen nur den Gedanken an das Erbe tragen, fegt und scheuert eine Magd. Auch sie hat ein paar Tausend Franken geerbt; aber wenn die auch verloren gehn — das Fräulein soll wieder lebendig werden! Sie glaubt an den Wundermann; sie sieht den Schein um sein Haupt, der den andern verborgen bleibt; sie bittet um seinen Segen. Sie ist es, die dem in Wind und Wetter Hinausgestoßenen ihren alten häßlichen Regenschirm leiht. Und unter dem graugrünen Paraplui der einfältigen Magd leuchtet hellauf die Aureole Sankt Antons, der dem Haus der Undankbaren und Blinden, nur von der Einfalt erkannt, den Rücken kehrt . . .

Der Franziskaner, dessen Predigt einst sogar die Fische lauschten, kommt nach 700 Jahren zu spät in eine ungläubige Welt, die den güldenen Schein seiner Heiligkeit nicht mehr sieht. Auch die Kunst lebt schnell; und die Kunstgemeinde hört nicht lange gern derselben Predigt zu. Vor Sankt Anton kam gestern ein echtes und rechtes Weltkind in all seinen Kümmernissen zu Wort. Ein Realist von reinstem Wasser. Aber siehe da, das Publikum, das vor zwölf Jahren sich im Anschauen des Elendes stickiger Stuben nicht genug tun konnte, blieb bei Hermann Heyermanns „Ora et labora" recht kühl. Erst die Schlußszene in ihrer kecken Brutalität erweckte lebhaften Beifall. Ein Marodeur des Realismus kommt der Holländer zu uns. Er strichelt ein friesisches Bild, voll Lebenswahrheit, gewiß, aber ohne dramatisches Leben und qualvoll in seinen grauen Farben. Kümmerliche Heidelandschaft im Winter. Die armen Torfbauern hungern. Des alten Vatze letzte Kuh liegt im Sterben. Sie stirbt einen Akt lang; und alles dreht sich um die sterbende Kuh. Im zweiten Akt stirbt die Großmutter, die viel unwichtiger ist, als die Kuh. Aber der Bauer hat der toten Kuh den Hals abgeschnitten und hat sie dem Metzger als „geschlachtet" verkauft; so reicht's zu einem Leichenschmaus für die Großmutter, der eigentlich ein Leichenschmaus für die Kuh ist. Aber ein verlorener Prozeß droht den Bauer und die Seinen aus ihrer armseligen Hütte zu jagen. Schon ist die Exekution angesetzt, da läßt sich der Sohn für die Kolonien anwerben und sein Handgeld versetzt die alten Leute in einen Freudentaumel. Daß der Junge geht, vielleicht nicht wieder kommt — wer denkt daran! Geld, Geld! . . . Die einzige Sorge ist, daß der Bursch auch sein Mädel mit 50 Gulden bedenken will, und deren armen Eltern, deren Torfschiffchen draußen im Eis steckt. Die aber schweißt's ihm vor die Füße. Den Liebsten hat sie gewollt, nicht sein Geld. Und die Tränen würgend, zieht sie mit der alten Mutter am Seil den Torfkahn den aufgetauten Fluß entlang zur Stadt. In der Hütte sitzt der arme Bursch, die Tränen laufen ihm auf die Litzen der neuen Uniform. Die beiden Alten aber heben mit gierig-zitternden Fingern unterm Stuhl des fassungslos Schluchzenden die schönen Scheine auf, das Handgeld für den verkauften Sohn, der wohl niemals wieder kommt . . .

Mehr Elend kann nicht gut in drei knappe graue Akte gesteckt werden. Aber die Zeit scheint vorbei, wo nur das Elend als dramatisch galt. Man sieht sich's noch an mit schuldbloem Respekt vor der peinlichen Kleinkunst. Aber die Nasenflügel zittern in einem diskret verborgenen Gähnen. Und durch den Kopf summt uns die Schlußzeile des boshaften Heineschen Wismawitra-Liedchens: „Und alles für eine Kuh! . . ." Rudolf Presber.

Kleines Feuilleton.

* „Das verwunschene Schloß" tauchte gestern nach vielen, vielen Jahren wieder einmal aus dem Meere der Vergessenheit auf und zeigte dem verehrten Publikum im Residenztheater seine lustige, harmlose Geisterwelt. Alte liebe Melodien, die man schon so oft in diesem oder jenem Konzert gehört hatte, ohne zu wissen, woher sie waren, erweckten in uns alte liebe Erinnerungen. Das einst auf allen Gassen viel gesungene und auf allen Klavieren arg abgedroschene Lied „O, du himmelblauer See" er-

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19040315/1